

Lichte Jenes, „der aus beiden eines gemacht und die Scheidewand niedergelegt hat“ (Eph. 2,14).

*

Zunächst erscheint uns mit Verenos Antwort seine ursprüngliche These preisgegeben zu sein; er verlangt nicht mehr, daß das Nein Israels (zur Vielgötterei!) verneint werden müsse. Noachidentum (was er „Heidentum“ nennt) und Judentum werden richtig als ein „Weniger“ und ein „Mehr“ unterschieden. Wie aber nun eine Zusammenschau beider (des im „Mehr“ ja vollständig schon enthaltenen „Wenigeren“ mit eben diesem Mehr!) „die heile und ganze Urüberlieferung“ (!) „erschließen“ lassen soll (die doch ihrerseits mit dem noch von keiner heidnischen Götzendienerei getrübt „Weniger“ identisch ist), vermögen wir nicht zu verstehen. Welche *wesentlichen* Elemente der Offenbarung des lebendigen Gottes fehlen denn in der Totalität jener Verkündigung, die Jesus von Nazareth und seine Apostel als GOTTES WORT geglaubt, uns an ihn gläubig gewordenen „Heiden“ überliefert und durch Wort und Wandel ausgelegt haben? K. Th.

*

In meiner in KAIROS 1960, S. 110 veröffentlichten Antwort (auf Thieme's Kritik meines Artikels, beide in KAIROS 1959, S. 236 bzw. 31 f.) ging es weniger um das Nein Israels zur Vielgötterei – dieses schien mir in seiner Berechtigung nie zweifelhaft zu sein. Im Mittelpunkt unseres Gespräches steht m. E. die Frage der Begriffsbestimmung des „Heidentums, welches schlechterdings mit „Vielgötterei“ gleichzusetzen mir schwerfällt. Die Bezeichnung „Noachiden“ dagegen scheint mir auch nicht alles zu sagen, da hier wohl ein positiver Wert ausgesagt und anerkannt ist, aber tatsächlich im Verhältnis eines einfachen „Weniger“ gegenüber dem „Mehr“ des Bundesschlusses mit Abraham bzw. Mose. Die beste Bezeichnung (auch von der Bibel her) bleibt wohl immer noch *gojim*. Die „Nationen“ sind gegenüber dem „auserwählten Volk“ nicht nur ein „Weniger“, sondern auch ein „Anderes“. Hier scheint mir eine ähnliche Doppelheit der Beziehung vorzuliegen, wie innerhalb der Kirche zwischen besonderer und allgemeiner Weihe, zwischen klerikaler und laikaler Berufung. Gerne würde ich einmal im Rahmen eines Podiumgesprächs als Anwalt jener „Nationen“ sprechen, um die Begriffe „Israel“ und „Völkerwelt“ (die ja beide auch *nach* der Taufe gültig bleiben) zu polarisieren.

Darf ich hier einige Sätze aus meinem jüngst erschienenen Buch ¹⁾ anführen (S. 111/112):

„Wie sollte ein anderes Volk *als Volk* jüdisch werden? Es gab doch nur *einen* Bund mit *einem* Volke. Es müßte der Herr schon einen neuen Bund mit ihm schließen – und dann wäre die so gestiftete Religion nicht die jüdische.

Daß Gott tatsächlich einen neuen Bund geschlossen habe, ist die kühne Behauptung des Christentums. Allerdings verkündet es nicht einen neuen Bund mit einem anderen Volk, mit einem anderen Teil der Menschheit – welcher allerdings zu dem alten Bund so in Widerspruch stehen würde, daß er nicht zu denken wäre, ohne ein Sich-selbst-Widersprechen Gottes anzunehmen; sondern es verkündet einen Bund mit der Menschheit als ganzer in einem von Gott selbst ausgehenden Vertreter, dessen Berufung – wiewohl weder aus der Natur noch aus der Geschichte, sondern unmittelbar aus Gott stammend – von der Natur wie von der Geschichte, weil auch diese in dem einen, schlechterdings allumgreifenden und allbeherrschenden Gott gegründet sind, als gültig beglaubigt wird. In diesem Bundesschluß sind – im Gegensatz zum Bundesvolk Israel – die Überlieferungen aller Völker der Kraft und Möglichkeit nach eingeschlossen, und er verleugnet doch nicht den mit Israel geschlossenen Bund – was ein Rückfall ins Heidentum wäre.“

Matthias Vereno, Salzburg.

1 *Menschheitsüberlieferung und Heilsgeschichte. Zum Verständnis der geistigen Begegnung zwischen Asien und dem Abendland.* Otto Müller Verlag, Salzburg 1960. 211 S.

e) „Gespräch“ und „Mission“

Der Stand des Gesprächs zwischen Christen und Juden

1. Antwort an E. L. Ehrlich (vgl. FR. 49 S. 20 ff.)

von Joachim Günther, Berlin

Dem „Christlich-jüdischen Forum“. Nr. 25, Basel, Februar 1961 entnehmen wir mit freundlichem Einverständnis des Verfassers den folgenden Beitrag.

Wenn man die Ausführungen von Ernst Ludwig Ehrlich über den „Stand des Gesprächs zwischen Christen und Juden“ sorgsam liest – und sie verdienen eine Aufmerksamkeit auf Wort und Begriff wie das Studium einer diplomatischen Akte –, so kann es für den einigermaßen auf der Höhe seiner eigenen Zeit stehenden Christen, für einen Christen also, der weder, wie mancher Katholik heute noch mittelalterlicher Christ ist, noch, wie mancher Protestant, Christ des neunzehnten oder des sechzehnten Jahrhunderts, als erstes nur eine Kettenreaktion von Zustimmungsakten geben. Hinter den Status dessen, was Ehrlich über christliche *Mission* an Juden sagt, über Alten und Neuen Bund bzw. Bundesaufhebung, über die Zweiteilung des Gottesvolkes, über die christlichen Schwierigkeiten mit der rabbinischen Tradition, überhaupt über die Bedeutung von Traditionen im Leben einer Religion; dann vor allem über die beiderseitigen Gefahren, die des Christen, im Jenseits die Welt zu verlieren, die des Juden, sich *an* die Welt zu verlieren; schließlich ein besonders zu Herzen gehendes Kapitel: die Jüdischkeit, die etwas Unverlierbares ist und den getauften Juden auch im Christentum rätselhaft heimatlos macht; und an allerletzter Stelle die Einbeziehung des Juden ins „ökumenische Gespräch“, die rechte Sicht auf die den Juden wie den Christen wirklich zugesprochenen Aufgaben, die zumal die letzteren sooft über vermeintlichen Befehlen zu abstrakter Mission vergessen –, hinter den Stand alles dessen – und es ist eine wahre Summe entscheidender Punkte der jüdisch-christlichen „Kontroverstheologie“ – kann es für den christlichen Gesprächspartner keinen Rückfall auf Standpunkte, die davor liegen, die nur irgendeinen Aspekt dieser Vielfalt betonen, künftig mehr geben, ohne einem schuldhaften Anachronismus zu verfallen. Der schlichte natürliche Akt auf eine solche Rede ist, daß man demjenigen, der gesprochen hat, die Hände reicht und ihm dankt.

Nun war im Zuge dieser Argumentation einmal, im Anschluß an Hans Urs von Balthasar, davon die Rede, daß das Religionsgespräch zwischen Juden und Christen, das in Zukunft zu führen oder weiterzuführen sei, dennoch „ein hartes Gespräch“ werden müsse. Es muß daher als Nächstes bestimmt werden, was heute und künftig unter „Härte“ im Gespräch zu verstehen ist. Die Liberalität alten Stiles ist uns allen, ob Christen oder Juden, in den Stürmen und Brutalitäten unseres Jahrhunderts fragwürdig geworden. Vielleicht war die *Tat*-Brutalität unserer ersten Jahrhunderthälfte auch deshalb so entsetzlich, weil die Härte des *Wortes*, das jemand vertrat, überall so zerweicht war, weil der ältere liberale Toleranzbegriff keinen rechten Unterschied mehr zwischen Wort und Tat, zwischen Auffassungen, Bekenntnissen, Thesen auf der einen Seite und menschlichem, sittlichem und seelischem Verhalten und Tun auf der andern Seite zu machen wußte. Wenn Toleranz bedeuten soll, daß auch im Geist fortan nicht mehr gerungen werde, daß jedem jedes belassen sei, daß alle Wahrheit nur Wahrheiten sind und sie insofern gleichberechtigt ist, dann ist nicht nur das Christentum, dann ist jeder Glaube und durchaus auch der nur scheinbar „toleranter“ des Judentums am Ende, und es triumphiert jener synkretistische Allerweltsschleim unverbundlicher Wohlwollerei über die ganze Erde hin, von dem man heute oft Einiges auf Zusammenkünften von Vertretern der verschiedenen „Weltreligionen“ und Konfessionen zu spüren bekommt – um über soviel Wohlwollen am liebsten das Weite zu suchen. Das Gespräch zwischen Juden und Christen, um das es uns hier ausschließlich gehen soll, ist also

nicht etwa, wenn ich Ehrlichs Referat richtig interpretiere, in jener gefälligen, ach so zerbrechlichen und sogar tückischen „Toleranz“ weiterzuführen, d. h. in Wirklichkeit zu Stillstand und Ausklang zu bringen, die von allen denkträgen und gesprächsmüden Leuten überall in der Welt, wo wirkliche Probleme aufeinanderstoßen, postuliert wird, damit nun endlich einmal „Friede“ und „Ruhe“ herrsche. Es ist freilich ebensowenig jemals wieder mit der alten, Wort und Tat, Gedanke und Gesinnung, Erkenntnis und Ethik ebenfalls durcheinander bringenden Intoleranz fortzusetzen, deren überlebte Hauptgesichtspunkte im Referat Ernst Ludwig Ehrlichs so erfrischend offen bei Namen genannt wurden. Juden und Christen, die wirklich noch „glauben“, die eine Konfession wahrhaftig zu vertreten haben, sind sich auf eine geradezu revolutionierende, bisher nie dagewesene Weise nicht als abstrakte „Menschen“, sondern als Brüder unter demselben Gott nähergekommen. Es kann nur noch um den Preis des eigenen totalen Glaubensverlustes geschehen, daß sie sich gegeneinander als Menschen an der Liebe versündigen. Wenn heute in Deutschland ein neuer Hitler käme und Judenverfolgungen verlangte, die Scharen der christlichen Märtyrer, die sich vor ihre jüdischen Brüder stellten, würden wahrscheinlich Legion sein. Freilich macht es uns Gott nicht so leicht, daß dasselbe oder das Ähnliche kurz hintereinander wieder geschieht, und es kann daher nur eine „Tradition“, eine geradezu heilige Erfahrung des Christen von heute werden, daß er allergisch bei sich, bei seinen Kindern, bei allem, was er „verantwortet“, für die geringsten Spuren jenes von Ehrlich mit Recht als pathologisch bezeichneten Antisemitismus wird, der mit den unabgeschlossenen, ja niemals abschließbaren tatsächlichen Auseinandersetzungen zwischen Juden und Christen nichts zu tun hat, der vielmehr gar nichts anderes als das Ende beider Religionen zum Ziel haben kann. Wie kann es weiter Juden-Animosität unter Christen geben, wenn Jesus Christus faktisch-historisch, aber auch „dogmatisch“ niemals etwas anderes als ein reiner Jude, ein „Erzjude“, um den Ausdruck Martin Bubers zu gebrauchen, gewesen ist und gewesen sein kann! Als Einschaltung sei erlaubt, eine für manchen heutigen Christen gültige Bemerkung zu machen, daß er nämlich dem „Jude-Sein“, der Zugehörigkeit zu diesem unbegreiflichen Volk, wenn überhaupt mit einem Affekt, dann am ehesten mit einem stillen Neide gegenübersteht. Aber fort mit jederlei Affekt in einem Bereich, der schlechterdings unter anderen als psychologischen Kategorien diskutiert werden muß. Wenn ich mir die nahezu nahtlose Geschlossenheit der von Ernst Ludwig Ehrlich zusammengefaßten Argumentation gegen jede unmittelbare Einwirkung des christlichen Glaubens und Denkens auf das in gleicher religiöser Unmittelbarkeit neben ihm existierende jüdische Glauben und Denken betrachte, so möchte es auf den ersten Blick nun aber scheinen, daß das „Gespräch“, wenn auch nicht auf dem eben verworfenen Wege schlechter Toleranz, so doch auch in Gestalt eines echten und „harten“ Glaubensgespräches möglicherweise ebenfalls zu Ende sein könnte. Was kann der Christ dem Juden überhaupt noch „sagen“ (wenn schon nicht „verkünden“), wenn es sich in der Tat so verhält, wie Ehrlich die Sachlage analysiert, indem er sich zugleich mit seiner Analyse nicht nur auf viele christliche Autoren, sondern vor allem auf die in seinen Ausführungen weniger hervorgetretenen Repräsentanten jüdischer Glaubenserneuerung von heute berufen darf? Neben Martin Buber und Leo Baeck wären nota bene sicherlich, was Ehrlich zweifellos ebensogut weiß, noch Franz Rosenzweig und am Beginn der Entwicklung der gewaltige Hermann Cohen zu nennen. Was kann also ein Christ dem Juden überhaupt noch sagen, nicht mit einem falschen Zungenschlag eigener Positionsüberlegenheit, sondern ganz schlicht als Hinweis auf Tatsachen und Phänomene, die in der bisherigen jüdischen Argumentation gegen den christlichen „Superioritätsanspruch“ nicht vorgekommen oder ihm doch zu wenig berücksichtigt erscheinen?

Ich kann es nur so ausdrücken: der einzelne Christ als Christ

steht mit leeren Händen dem wirklichen Juden, dem Juden des Glaubens gegenüber, er überbietet ihn weder an Tugend und Liebe, noch an Intelligenz und geistig geistlicher Erfahrung. Nicht zuletzt haben uns die „Chassidischen Geschichten“ gezeigt, daß auch die christlichen Heiligen keine Argumente und keine Superiorität mehr gegenüber den im Judentum möglichen und realisierten pneumatischen Existenzweisen beibringen könnten. Der einzelne Christ, wie groß oder wie unzulänglich er sei, mehr noch: das gesamte Christentum gibt nichts her, um die Positionen des jüdischen Glaubens „aus den Angeln heben zu können“. Daß es bis heute Judentum nicht nur gibt, sondern daß dieses, wie Ehrlich mit Recht sagt, in keiner Weise auf einem „Aussterbeetat“ steht, ist der indirekte historische Erweis für die nämliche Tatsache. Was können wir Christen dann aber tun, und können wir überhaupt noch irgendetwas tun, um aus der Sterilität und Langeweile der endlich erreichten und zugestandenen völligen „Gleichberechtigung“ der beiden Religionen dennoch den belebenden Funken weitergeführter Gespräche, weitergetriebenen Miteinander-Ringens – nicht umsonst ähneln ja die Gebärden des Miteinanderringens denen der innigsten leiblichen Umarmung – zu schlagen? Die Antwort ist so einfach, wie sie andererseits mir bisher vernachlässigt, ja mitunter verschüttet gewesen scheint. Sie setzt eine scharfe, dem traditionellen Christentum ebenso wie dem einzelnen Christen recht schmerzliche Unterscheidung voraus, nämlich diejenige zwischen Christentum (samt Kirchen und allen lebenden, toten und künftigen Christen) und ... ja, und: Jesus Christus selbst. Wir Christen haben nur IHN (soweit wir ihn „haben“), wenn wir den Juden eine wirkliche Frage und zugleich, wie mir scheint, eine in den verflossenen 2000 Jahren von diesen nicht, oder (beim heutigen Stande und bei den heutigen Möglichkeiten beiderseitiger Kenntnis und Einsicht) nur „ungenügend“ beantwortete Frage stellen wollen. „Wer sagen die Menschen, was der Menschensohn sei?“, heißt es Matth 16, 13. Diese Frage ist es, die mir bis zur Stunde von den „Menschen“, die ja für den sprechenden Jesus die „Juden“ waren, bis heute nicht ausreichend beantwortet wird. Nun gibt es eine zwar nicht sehr systematische, aber doch exegetische „Christologie“ neuerdings auch auf jüdischer Seite, die fast zwangsläufig negative Christologie blieb, als solche aber auch für den Christen durchaus von hohem Interesse ist. Schließlich ist das umfassendste Werk der neueren „Leben Jesu-Forschung“ von einem jüdischen Gelehrten, Josef Klausner, geschrieben und sein Jesusbild, zweifellos gegen manchen Widerstand, im Umkreis seines eigenen Glaubens durchgesetzt worden. Es wäre weiter auf die herrlichen Passagen über „die Strahlen oder den ewigen Weg“ (im Gegensatz zum „Stern oder der ewigen Wahrheit“) in Franz Rosenzweigs Schluß-Auseinandersetzung von Christentum und Judentum im „Stern der Erlösung“ hinzuweisen mit der freilich im gleichen Augenblick vorzunehmenden Einschränkung, daß Rosenzweigs Erörterungen im Grunde nur vom „Christentum“, aber kaum von „Jesus Christus“, also von demjenigen handeln, über den die „Menschen“ sagen sollen, wer er sei. Unmittelbarer an diese zentrale Frage dringen daher manche kursorische Bemerkungen Martin Bubers in verschiedenen seiner Schriften. Andererseits ist die Bubersche Antwort wiederum eher ein Rückfall gegenüber Rosenzweig, indem sie zuletzt dabei stehenbleibt, Jesus von Nazareth trotz „unvergleichlicher Reinheit“ unter die schon von Maimonides gebrauchte Kategorie der Wegbereiter des Messias, also der uneigentlichen Messiase zu stellen¹). Es ist mir in solchem Zusammenhange immer ein schwer begreifliches Faktum gewesen, daß das Judentum und zwar ziemlich das gesamte europäische und vorderasiatische Judentum bis weit

¹ Hier wäre vielleicht noch Constantin Brunners und seines Werkes „Unser Christus oder das Wesen des Genies“ zu gedenken, das immerhin den Versuch unternimmt, Jesus von Nazareth zunächst einmal allein für das Judentum zu reklamieren, um dann aber die kontroverstheologische Frage so mit Mystik, neoplatonischer Philosophie und dem Geniekult des späten 19. Jahrhunderts zu vermengen, daß das Gesamtergebnis doch relativ unergiebig für beide Seiten ist.

in die Kreise der orthodoxen Synagogen hinein einer Erscheinung wie Sabbatai Zwi im Grunde weit eher „Messias-rang“ (wie sich versteht *vor* seiner Entlarvung) zuzubilligen bereit war als demjenigen, den die Christen für den Messias „angenommen“ haben, und der doch bei einem einzigen Blick auf sein Werk und Leben einen unverkennbar anderen Rang als alles, was neben, vor oder nach ihm mit ähnlichem Anspruch in die jüdische Welt getreten ist, an der Stirn trägt? Aber zurück zur eigentlichen Frage, die meines Erachtens als einzige weitere „Frage“ an die Juden als Religionsgemeinschaft neben den Christen zu richten bleibt: wer ist Er denn nun, und was sagt ihr denn, daß er sei? Wirklich nichts anderes, als daß er ein oder auch vielleicht „der“ Prophet sei, wirklich nur so etwas wie Johannes der Täufer, Elia oder sonst jemand dieses gewiß hohen, sehr hohen Ranges? Es gibt, und nun muß ich einschränken: zum mindesten für den Christen, in aller inzwischen so reich und überzeugend gewordenen Argumentation jüdischer Theologie und Apologetik alter, sowohl wie modernster Provenienz keine Antwort, die diese Frage wenn schon nicht überzeugend, so doch wenigstens zu ernsthaften Erwägungen zwingend beantworten würde. Und nun dazu noch ein zweiter Punkt, der sich dem ersten unmittelbar anschließt, ja, der auf weite Strecken mit ihm so gut wie identisch ist: Jesus Christus, wer ist? – fragten wir. Das Judentum beantwortet diese Frage nicht, und es wird sie und kann sie um seiner Selbstbewahrung willen wahrscheinlich bis ans Ende der Zeiten nicht beantworten. Auch die gewagtesten und zugleich scharfsinnigsten jüdischen Kompromißlösungen verschieben heute die Antwort ans Ende der Tage, wie etwa Hans Joachim Schoeps' Theorie, daß der von den Juden erwartete Messias mit dem wiederkommenden Herrn der Christen identisch sein könne – eine, nebenbei bemerkt, sehr schöne, die jüdisch-christliche Bruderschaft auch auf dogmatischem Feld kräftig besiegelnde Antwort eines theologischen Synkretismus. Der zweite Punkt ist nun aber die hierauf folgende Frage: was ist das Neue Testament für den Juden, was sind insbesondere die Reden Jesu darin (wobei ihre exegetisch-philologische Analyse einmal als irrelevant für diese Fragestellung außer Acht bleiben soll). Wo liegen echte jüdische Möglichkeiten, an diesem „Stern“ aller Sterne, dieser Schrift aller Schriften weiterhin „vorüberzugehen“; was nicht heißen muß, sie einfach zu ignorieren, aber doch sie im Rahmen der gesamten Bibel von Altem und Neuem Testament dem „Alten“ gegenüber etwa in die Rolle von Apokryphen „gut und nützlich zu lesen...“ zu stellen, während andererseits – Ernst Ludwig Ehrlich hat auf diesen Punkt ausführlich als einen wichtigen Problempunkt hingewiesen – die religiösen Funktionen des Neuen Testaments für das Judentum durch die rabbinische Tradition, Talmud und Kabbala auf eine spezifisch jüdische Weise erfüllt werden sollen. Man hat den Christen mit einem gewissen Recht nachgesagt, daß sie sich das Alte Testament für ihren Glauben usurpiert hätten (auch abtrünnige Christen wie Nietzsche haben die Aufmerksamkeit auf das „Ärgerliche“ und sogar „Unehrenhafte“ dieses „Raubes“ gelenkt). Wann usurpieren aber die Juden das Neue Testament? Wann erkennen sie, daß dieses Buch die zu allerletzt mit nichts Anderem in den gleichen Rang zu setzende Mitte alles „Gottes-Wortes“ ist? Solange diese beiden Fragen, die wie gesagt im Grunde nur zwei Seiten einer Frage sind, nicht besser als bisher im Gespräch zwischen Juden und Christen beantwortet werden, wird und muß dieses Gespräch weitergehen, in fortan nicht mehr zerstörbarer Bruderliebe untereinander, aber auch mit der für diese äußersten Fragen nötigen Präzision und geistigen „Härte“. Es ist herrlich, daß solche Fragen „zwischen uns“ stehen, daß sie uns ebenso „trennen“ wie miteinander verbinden, daß es nicht schlechte Ruhe geben wird, ehe sie der im Unendlichen liegenden Lösung asymptotisch nähergebracht sind. Die Dialektik und Ironie, daß es Christen, also „Heiden“ und „Völker“ sein müssen, die den „Juden“, den „Erwählten“ immer wieder die Frage nach dem Persongheimnis dessen, der allein aus

ihnen kam und allein für sie dasein wollte, stellen, hat einen unausdenkbaren Reiz des Geistes und eine innere Unendlichkeit, die nur der des Kreuzes Christi selber, von „Juden“, stellvertretend für die Menschheit, auf Golgatha bereitet, gleichkommt.

2. Die Judenmission in der Krise

von Dr. Ernst Ludwig Ehrlich, Basel

Dem „Israelitischen Wochenblatt der Schweiz“ (61/3) vom 20. 1. 1961, S. 48 ff., sowie (61/5) vom 3. 2. 1961, S. 29 f. entnehmen wir mit freundlicher Genehmigung des Verfassers die drei folgenden Beiträge:

In zwei jüngst erschienenen Publikationen beschäftigt sich die Schweizerische Evangelische Judenmission mit jüdischen Angriffen auf ihre Arbeit und ihre Existenz. Insbesondere nimmt sie Anstoß an *Außerungen im „IW“* (26. 6. 1960) und an einem im „Bund“ erschienenen, übrigens von einer Christin stammenden, Leserbrief. Dabei geht es der Judenmission darum, einmal mehr zu erklären, sie sei nicht antisemitisch. Wir würden uns hier nicht ausdrücklich mit der Judenmission befassen, deren Bedeutung in der Schweiz überaus gering ist, wenn es nicht gälte, einiges klarzustellen.

Wenn man unter Antisemitismus versteht, jemand *verfolge* Juden, so ist die Schweizerische Evangelische Judenmission *gewiß nicht* antisemitisch. Sie versucht bei Christen Verständnis für den jüdischen Menschen zu erwecken, und insoweit wird niemand etwas gegen ihre Arbeit einzuwenden haben. Die Judenmission in der Schweiz erkennt also den jüdischen Menschen an, täte sie es nicht, stände sie eben bei den Antisemiten. Das Judentum *als Religion* jedoch wertet die Judenmission ab, weil sie im Judentum keinen „Heilsweg“ mehr zu erkennen vermag: „das jüdische Volk (habe) durch die Verwerfung Jesu sich zum großen Teil selber abgeschnitten von den Kräften der göttlichen Offenbarung, von denen Abraham, der Vater des Glaubens, und auch alle Propheten Israels gelebt haben. Also abgeschnitten auch von Abraham und von den Propheten, abgeschnitten vom Stamm der göttlichen Erwählung, das meint der Apostel (Paulus)“. Andererseits gilt aber auch: „Daß Gott sein Volk nicht verstoßen hat, daß die vom Ölbaum geschnittenen Zweige nun eben nicht dazu bestimmt sind, das Schicksal solch abgeschnittener Zweige zu erleiden, das zu hören, tut nicht nur den Juden, sondern ebenso sehr auch den Christen not.“ (R. Brunner, *„Hier stehen wir“*, 1960, Seite 6 f.).

Was gilt hier also?

Meint Brunner, die Juden seien von der göttlichen Erwählung abgeschnitten? Nein, Brunner erkennt durchaus, daß Gott sein Volk nicht verstoßen hat, „denn Gott kann seine Verheißungen und seine Berufung nicht widerrufen“ (Röm. 11,29). Nun hoffen die Christen, eins zu werden mit den Juden, was für die Christen bedeutet, Juden müßten sich zum Christentum bekehren. Diese neutestamentliche Hoffnung besteht für Paulus für das Ende der Zeiten. Mit eschatologischer Ungeduld, die an die Zeiten des Pseudomessias Sabbatai Zwi gemahnt, wollen die Judenmissionare aber nicht „mit verschränkten Armen auf den Tag der Einkehr Israels“ (Brunner) warten.

Wer hat den Missionaren eigentlich befohlen, die Juden zu einem Ziele zu führen, das in ihrer Heilsgeschichte hier und jetzt gar nicht vorgesehen ist? Gewiß, Paulus war ein Missionar, der sich den Heiden zuwandte, weil er bei der Masse der Juden seiner Zeit erfolglos blieb. Wollen die Judenmissionare nun eine zweitausendjährige Geschichte korrigieren? – Aber Paulus läßt andererseits doch ausdrücklich die göttlichen Verheißungen für Israel, das im christlichen Sinne „ungläubige Israel“, bestehen, weil selbst ein Apostel keine göttliche Verheißung „fortnehmen“ kann.

Hier zeigt sich uns nun ein tief klaffender Widerspruch: Die evangelische Judenmission rückt zwar von der mittelalterlichen und völlig unbiblischen These ab, die Kirche sei „an die Stelle“ Israels getreten, die evangelische Judenmission anerkennt Gottes Verheißungen für Israel und glaubt,

auch Christen hätten, nach dem Zeugnis des Neuen Testaments, Anteil an dieser Verheißung erhalten, aber was folgt daraus für Israel? Die Hoffnung und das Gebet, Israel möge eins mit den Christen werden. Auch die Juden haben die Hoffnung von der *einen* Menschheit am Ende der Tage, und das jüdische Alenu-Gebet gibt dieser Hoffnung einen ganz deutlichen Ausdruck. Warum bescheidet sich die Judenmission aber nun nicht mit dieser echt biblischen Hoffnung von der *einen* Menschheit am Ende der Tage? Warum stellt sie an die Juden, das Volk der alttestamentarischen Propheten, Ansinnen, die Juden als zutiefst unjüdisch empfinden müssen?

Nun nimmt die Judenmission für sich in Anspruch, ihr Christentum überall, also auch vor Juden, „bezeugen“ zu dürfen. Soweit wir wissen, hat niemand den Christen und auch der Judenmission dieses demokratische Recht je streitig gemacht. Vollends die *Christlich-jüdische Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz* fördert, ja ermuntert diesen Dialog, in welchem jeder der beiden Partner *sein Eigenes* „bezeugt“, sonst würde das Gespräch zu einem Monolog entarten. Die CJA hat niemals gemeint, es sei vom Guten, daß der Jude *nicht* um das Christentum wisse, die Religion seines christlichen Nachbarn und Mitbürgers. Etwas anderes ist es freilich, wenn man die Juden davon überzeugen will, *ihr Weg* sei ein *Irrweg*. In einer Zeit, in welcher die jüdischen Wissenschaftler sich darum bemühen, die jüdischen Wurzeln der neutestamentlichen Botschaft aufzudecken, sollten die Christen doch eigentlich froh sein, daß nun auch auf jüdischer Seite der ernste Willen vorhanden ist, das Christentum zu verstehen, es fair zu würdigen. Juden und Christen werden in der nächsten Zukunft noch genug damit zu tun haben, die in Jahrhunderten aufgetürmten Vorurteile gegenseitig abzutragen, und wer sich einen „Freund Israels“ nennt, ist aufgerufen, an diesem Werke teilzunehmen. Er mag sich zunächst einmal das nötige Wissen über das Judentum aneignen. Wer freilich die jüdische Religion, *die jüdische Weise zu glauben und zu leben*, die jüdische Hoffnung und Erwartung nicht in sich selbst – mit dem Evangelium (Luk. 5,39: „Der alte Wein ist gut“) – als in guten Treuen festgehaltene ältere Form der Biblischen Religion respektiert, sondern sie nur unter dem Gesichtspunkt des (christlich-) dogmatischen Unterschieds als einen Irrtum ansieht, kann sich nur insofern einen „Freund Israels“ nennen, als er mit das Ende bedrängendem Übereifer diesem Israel schon jetzt die Botschaft aufnötigen will, deren Anerkennung doch gerade das Neue Testament erst am Jüngsten Tage von „ganz Israel“ erwartet. Daß die Juden diese neutestamentliche Botschaft vor zweitausend Jahren nicht angenommen haben, mag ein immer und immer wieder schmerzender Stachel im Fleische des Christentums sein – so wie es die Juden schmerzt, wenn sie daran denken, was ihnen von sog. Christen in zweitausend Jahren alles angetan wurde –; aber *weder Liebe noch Haß vermögen Juden dazu zu bringen, ihrem Gotte die Treue zu brechen*, ihrer Tradition abzuschwören, ihr Volk zu verlassen.

Die Judenmission weiß darum, und daher sagt sie uns, sie verzichte auf billige Proselytenmacherei, mit der sie ihrem Rufe übrigens erheblich geschadet hat, denn es wurden dadurch meist nur opportunistische Scheinchristen gewonnen. Aber was will die Judenmission anstelle der „Proselytenmacherei?“ „... Es ist ein Anliegen der Judenmission, daß ein unreduziertes Judentum und ein unreduziertes Christentum einander begegnen“ (Freund Israel, Dez. 1960, S. 110). Somit hat also die Judenmission nunmehr das Anliegen der CJA auf ihre Fahnen geschrieben, *so scheint* es. Aber widerspricht nicht dieses Anliegen der im übrigen völlig unneutestamentlichen und unpaulinischen Vorstellung Pfarrer Brunners, daß das jüdische Volk durch die Verwerfung Jesu *sich selbst von der göttlichen Erwählung abgeschnitten* habe? Unreduziertes Judentum, das bedeutet doch gerade im Bunde und in der Verheißung Gottes stehen. Mit wem will also die Judenmission reden? Mit den am Rande stehenden Juden, die keine Ahnung vom Judentum haben, und die daher am

ehesten noch Opfer einer angeblich doch abzulehnenden „Proselytenmacherei“ sind?

Was bleibt also der Judenmission zu tun?

Sie führt Tagungen durch. Im „Freund Israels“ (Dezember 1960) wird als eine solche Tagung diejenige von „Kirche und Judentum“ genannt, an der alljährlich auch Rabbiner, liberale und orthodoxe, gelegentlich auch aus der Schweiz, teilnehmen. Die vereinzelt Juden, die an diesen Zusammenkünften teilnehmen, wären einigermaßen erstaunt, wenn sie wüßten, diese Tagungen ständen unter der Regie der Judenmission. Dem ist doch nun offenbar nicht so, denn sonst würden die Tagungen von „Kirche und Judentum“ in Zukunft wohl der jüdischen Gesprächspartner entraten müssen. Gerade wegen ihres nicht-missionarischen Charakters waren diese Zusammenkünfte bisher durchaus *sinnvoll für Juden und Christen*.

Das Judentum benötigt als Religion das Gespräch mit den Christen nicht. Wenn Juden diesen Dialog führen, so tun sie dies in Erfüllung einer humanen Aufgabe. Das Christentum hat den Dialog mit dem Judentum nötig, weil nach christlicher Auffassung das Christentum in den „jüdischen Ölbaum“ aufgepfropft worden ist. Kein vernünftig denkender Jude wird sich einem Glaubensgespräch verschließen, das reinen Herzens geführt wird. Juden vermögen jedoch das *missionarische* Ansinnen nicht als „rein“ zu erkennen. Wenn ein Mensch aus dem jüdischen Volke in Jesus seinen Messias sieht und glaubt, das Heil und den Frieden seiner menschlichen Existenz *nur* im Christentum finden zu können, so ist das auch für die Juden eine ernste Angelegenheit, weil die Schuld an einer solchen Glaubensweise nicht die Christen trifft.

In seiner Elegie an den „abgefallenen Juden“ hat Max Brod den Juden völlig mit Recht vorgeworfen, sie hätten nicht genug geliebt: „... *man hat dich nichts gelehrt. Ach, wo sind deine Lehrer, Israel? ... Schändliche Greise, ihr habt nicht genug geliebt.*“ So wie ein gläubiger Christ für einen Juden Ansporn sein sollte, sein Judentum nun erst recht ernst zu nehmen, so muß auch ein Mensch aus dem jüdischen Volke, der Christ wird, ja die Institution einer Judenmission, für die Juden ein echter, tiefer Aufruf sein, das Judentum nicht zu einem Friedhof werden zu lassen. Es ist nicht das Christentum, es ist die fehlende Liebe Israels, die wertvolle Menschen aus dem Judentum getrieben hat. Es mögen gerade in der Schweiz verschwindend wenige sein, aber schon ein einziger klagt *nicht das Judentum*, wohl aber *die Juden* an: Wo seid ihr gewesen? Was habt ihr diesem Juden zu geben vermocht? Und dieser „abgefallene Jude“ wird mit Max Brod antworten: „Du hast uns nicht genug geliebt.“

Was, so fragen wir, will also die Judenmission? Aus ihren Schriften ist nicht zu erkennen, was sie will. Die Judenmission ist in einer ersten Krise. Kluge, *neutestamentlich denkende und Israel liebende* junge Pfarrer haben erkannt, daß die Judenmission, welche Juden zum Christentum führen will, eher das Christentum zu diskreditieren, als wirkliche Juden zu gewinnen vermag. Daher befindet sich die Judenmission auf dem Wege, den die CJA seit Jahren vorgezeichnet hat: Den echten Dialog zwischen Juden und Christen, die Begegnung in der Tiefe der Existenz, wobei jeder das bezeugt, was ihm aufgegeben ist. Das ist der Auftrag, den Christen an die Juden haben können; die Juden sind bereit, zu hören, was man ihnen zu sagen hat. Aber man täusche sich dabei nicht, eine Hoffnung besteht nicht, daß Israel seinen jüdischen Weg verläßt. – *Eine andere Hoffnung* besteht, aber sie gilt beiden zugleich, den Juden und den Christen. Sie beide wird Gott erlösen, wenn es ihm gefallen wird, nicht wenn es den Menschen gefällt, selbst nicht solchen, welche meinen, die Wege Gottes zu kennen.

In einem chassidischen Gebet heißt es: „Herr der Welt, erlöse uns, willst Du es nicht, erlöse die Völker.“ Der Chassid konnte und durfte so beten, weil er wußte, daß, sind die anderen einmal erlöst, auch Israel erlöst sein wird.

3. Um das christlich-jüdische Gespräch

Nachwort zu dem Aufsatz: „Die Judenmission in der Krise“
Bei manchen christlichen Freunden hat die Bemerkung, das Judentum benötige als *Religion* das Gespräch mit den Christen nicht, Erstaunen hervorgerufen. Daher mag es gut sein, kurz zu umschreiben, was damit gemeint ist. Diese Bemerkung setzte das Jesus-Verständnis des Judentums voraus. Ob es heute Juden anerkennen oder nicht, ob sie sich damit beschäftigen oder bewußt daran vorbeigehen, es bleibt eine religionsgeschichtliche Tatsache, daß Jesus von Nazareth in die jüdische Religionsgeschichte hineingehört ebenso wie die Apostel, mit Einschränkungen sogar noch der hellenisierte Diasporajude Paulus. Daraus folgt, daß die Botschaft Jesu, der ein eschatologisch gestimmter Jude war, nur verstanden werden kann, wenn man sie in die religiöse, geistige und politische Situation seiner Zeit hineinstellt. Wer also darüber nachdenkt, was Jesus lehrte, an welche Vorstellungen er anknüpfte und wo er eigene Wege ging, wird daher notwendigerweise das Judentum der Spätantike zu erforschen haben; wer sich mit Paulus beschäftigt, muß zugleich das hellenistische Judentum befragen. Wir bleiben mit diesem Vorgehen durchaus im Rahmen jüdischer Religions- und Glaubensgeschichte, es handelt sich um ein eigenes Anliegen des Judentums, es ist jüdischer Boden, den nicht Jesus, wohl aber Paulus schließlich verlassen hat. Was, so müssen wir nun fragen, können uns die Christen hier sagen? Sie können uns allein darauf hinweisen, als wen die Urgemeinde und Paulus den am Kreuz Gestorbenen und nach ihrem Glauben Auferstandenen verstanden haben. Damit verlassen wir jedoch den Boden jüdischer Religionsgeschichte und gelangen zu *Glaubensentscheidungen*. Wir können zuhören, und wir sollen sogar hören, was man uns zu sagen hat, aber wir können diese Glaubensentscheidung *nicht nachvollziehen*, so wie wir den irdischen Jesus verstehen, der ein Phänomen jüdischer Religionsgeschichte ist. Wir stehen hier vor der alten Antinomie von Glauben und Wissen. Der „historische“ Jesus ist Gegenstand des Wissens, wer Jesus aus der jüdischen Geschichte ausklammert, hat diese nicht begriffen. Wer jedoch an Jesus in der Gestalt des „überhöhten“ Christus nicht glaubt, beweist dadurch nur, daß er eben kein Christ ist. Die Christologie des Christentums steht außerhalb des Judentums, nicht, weil das Judentum keine Lehre vom Messias hätte, sondern weil Juden einst eine Glaubensentscheidung gegen Jesus fällten, die nicht dadurch rückgängig zu machen ist, daß irgendein Jude heute versuchte, seine Ahnen zu korrigieren. Den Mann Jesus kann man allein von innen her, eben aus dem Judentum verstehen und voll würdigen, der Christus Jesus ist der eigentliche Glaubensinhalt des Christentums, sein das Judentum überschreitender entscheidender Beitrag, die neutestamentliche Botschaft. Das Judentum, und, wir wiederholen es, mit ihm der Jude Jesus von Nazareth, ist ein geschlossenes Ganzes mit einer Lehre vom Messias, aber *ohne den Glauben an Jesus als Messias*. Das Judentum lebt in der Hoffnung auf eine Erfüllung am Ende der Tage; es bedarf daher keiner Ergänzung durch eine neutestamentliche Botschaft, weil das, was diese an jüdischem Gute enthält, und dieses ist beträchtlich, ja ohnehin Judentum ist. Wenn wir daher den jüdischen Urgrund neutestamentlichen Denkens und Glaubens erforschen, beschäftigen wir uns mit unserem eigenen Judentum, mag sich dieses auch in manchem vom rabbinischen Judentum unterscheiden. Wir wissen schließlich seit langem, nicht erst seit den Schriftfunden von Qumran, daß das nachbiblische Judentum eine weitverzweigte Vielfalt aufweist und keineswegs allein identisch mit jener Strömung ist, die sich schließlich in der talmudischen Literatur als das autoritative Judentum durchgesetzt hat. So bleibt also festzustellen, daß die Beschäftigung von Juden mit Jesus von Nazareth, dem Rabbi, dem Apokalyptiker, dem eschatologisch gestimmten Manne ein rein innerjüdisches Phänomen ist. Daraus aber folgt, daß das Christentum, wie schon Paulus klar gesehen hat, ohne den Bezug auf die jüdische Wurzel nicht leben kann.

Das Judentum hingegen lebt ohne die Christologie des Christentums, schließt dabei die Botschaft des Rabbi Jesus von Nazareth in sich, *soweit dieser nicht christologisch verstanden wird*. Ob die Lehre Jesu eine volle Christologie notwendigerweise impliziert, ist eine umstrittene Frage; der christologische Ansatz als solcher braucht noch keineswegs unjüdisch zu sein, die eschatologische Färbung ist ein typisches Merkmal der spätantiken apokalyptischen Literatur, die von einer messianischen Naherwartung Zeugnis ablegt.

So sollte also klar geworden sein, daß der spezifisch christliche Beitrag in dem Dialog mit den Juden diese auf eine Erfüllung hinweisen soll, an die Juden nicht glauben. Der jüdische Beitrag in diesem Gespräch erfolgt jedoch aus einem *Wissen* heraus, was Jesus, der sich am Ende der Zeiten wählende, eschatologisch gestimmte Rabbi als Jude glaubte. Hier stehen sich nicht, wie man früher annahm, „Gesetz und Evangelium“ gegenüber, denn das eschatologische Element der Evangelien ist ebenso jüdisch wie das, was gewisse Neutestamentler als „Gesetz“ zu bezeichnen pflegen. Allein „das Personengeheimnis“, d. h. also die Frage, ob Jesus von Nazareth der Messias war, trennt Juden und Christen. Diese können natürlich auch vor Juden ihren Messiasglauben bezeugen, und Juden haben keinerlei Grund, ihr Ohr vor diesem Zeugnis zu verschließen, aber der *Dialog* muß hier notwendigerweise aufhören, das Zeugnis selbst ist nicht dialogisch. Hier wird eine existentielle Entscheidung gefällt, in welcher der Christ aufgerufen wird, Jesus als *dem Christus* nachzufolgen. Ein Jude vermag die Christologie des Paulus nicht anzunehmen.

Es sollte daher deutlich geworden sein, daß Juden und Christen eine gemeinsame jüdische Basis besitzen. Der lebendige Dialog zwischen Christen und Juden wird sich darauf zu beschränken haben, diesen Urgrund jüdischer Lehre sichtbar zu machen. Der christliche *Monolog* hingegen ist ein Zeugnis, die jüdische Antwort darauf ein Hören und ein Schweigen in Ehrfurcht vor dem Glauben des andern.

Ernst Ludwig Ehrlich

4. Weitere Klarstellung von christlicher Seite

Auf den Artikel von Dr. E. L. Ehrlich, „Die Judenmission in der Krise“, erhielten wir einen Leserbrief von Pfr. J. H. Grolle, Utrecht, aus dem wir folgendes entnehmen:

1. Das Verhältnis Israel-Kirche ist mehr ökumenisch als missionarisch.

Innerhalb der Synagoge hatte einst die Messiasauffassung des Jesus von Nazareth ein Recht auf Anerkennung als eine vierte „Möglichkeit“ neben den drei andern von Josephus erwähnten (Pharisäer, Sadduzäer, Essener). Juden verfluchten Jesus, und sie priesen ihn „Kyrios“ (1. Kor. 12, 3). Daraus ergibt sich bereits, daß nicht nur der Messias jüdisch ist, sondern das ganze Problem ist ein rein innerjüdisches. – Heute ist der Sprachgebrauch des Wortes „ökumenisch“ leider ein begrenzter. Dennoch darf m. E. der „Weltrat der Kirchen“ nicht bei der Trennung im 11. Jahrhundert (West- und Ostkirche) stehen bleiben, sondern er muß im 1. Jahrhundert anknüpfen, er muß zum ersten Schisma zurückkehren, als es Juden gab, die Jesus als Messias anerkannten und Juden, die dies nicht tun konnten. Wer sich das vor Augen führt, muß erkennen, daß die Begegnung zwischen Juden und Christen eine Art ökumenisches Gespräch bildet.

2. Juden und Christen grenzen sich gemeinsam gegenüber den „Heiden“ ab.

Pascal sprach vom Gott der Philosophen im Gegensatz zum Gotte Abrahams, Isaaks und Jakobs. Es geht hier um die Geschichtlichkeit der Offenbarung. Viele Juden, die an den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs glaubten, stehen uns näher als die sogenannten „Christen“, die anstatt eines Glaubens an den geschichtlichen Gott Israels nur noch eine „Welt- und Lebensanschauung“, ein System von „christlichen Wahrheiten“ und „Prinzipien“ übrigbehalten haben. Hier liegt a

priori die Einheit von Israel und Kirche, ganz abgesehen von der Frage nach der Messianität Jesu.

3. *In unseren Tagen stehen wir nun in einer ganz besonderen Situation.*

a) *Die Juden denken über die Figur Jesu nach*, lesen das N. T., beginnen sogar Paulus „heimzuholen“. Sie nehmen Jesus gegenüber eine ähnliche Stellung ein wie brave liberale Pfarrer des Protestantismus vor etwa 100 Jahren. Der christlich-jüdische Dialog bewegt sich heute manchmal auf der Ebene, wie er vor 100 Jahren zwischen zwei Pfarrern geführt wurde, einem liberalen und einem orthodoxen. Hier kann man nun beim besten Willen nicht mehr von „Mission“ sprechen.

b) *Diese Säkularisierung macht unaufhaltsame Fortschritte, es gibt kein „christliches Europa“ mehr.*

Früher wuchsen die Kinder im Christentum auf, in einer biblischen Atmosphäre, die Bibel war ihnen vertraut. Heute bedeutet der Übergang zum Evangelium einen Schritt in eine total andere Denkwelt. Es ist gewiß nicht leichter, einen Menschen der modernen Welt zum Glauben an Jesus zu bewegen, als diesen durch Israel akzeptieren zu lassen. In unserer Zeit müssen die „Gojim“ erst noch sehr viel vom Judentum lernen, es muß erst, sozusagen, eine Hinwendung zum Judentum stattfinden, bevor die Völker etwa Psalm 146 mitsingen können: „Selig der, der den Gott Jakobs zu seiner Hilfe hat“. –

c) *Die derzeitige Entwicklung innerhalb der christlichen Theologie* könnte ein günstiges Klima für das Gespräch mit Israel schaffen. Wir denken an den biblischen Akzent auf die Tat, auf die Thora, den neuen Nachdruck auf die Einheit von Altem und Neuem Bund. –

d) *Wir Christen vergegenwärtigen uns die Leiden Israels in unseren Tagen.* Wir lesen „Le dernier des justes“. Gegen diesen Hintergrund wäre „Mission“ (auch wenn das Wort an sich richtig wäre, was es nicht ist), wahrlich ein zu hochmütiges Wort. Sogar bei dem Wort „Gespräch“ denke ich immer: „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus“. Die Juden müssen dieses Gespräch erst wollen, und wenn es geschieht, erfahre ich es wie eine große Gnade; wir haben es wahrhaftig nicht verdient!

Wir sind also sehr weit von der „Judenmission“ entfernt, auch wenn ihre Methoden nicht tadelnswert sind, wie sie so oft gewesen, auch wenn die total schiefe Schau aus den Jahrhunderten, in denen man vom „neuen, wahren geistlichen Israel“ sprach (und die Kirche meinte) als unzulässig anerkannt und abgewiesen wird.

Wir wählen in Holland den Ausdruck „Gespräch“ im Sinne der CJA. Nur ist dieses Gespräch in Holland Aufgabe der Kirche selbst. Es mag stattfinden, wo immer sich Gelegenheit dazu bietet: im Kreise einer CJA oder einer Tagung oder privat. Das Ziel des Gesprächs ist ein zweifaches: den Christen die ganze Fülle geistlicher Reichtümer zu eröffnen, die in der Synagoge während all dieser Jahrhunderte aufbewahrt worden sind. Vieler dieser Schätze aus Gottes Offenbarung ist die Kirche dadurch verlustig gegangen, daß sie während 19 Jahrhunderten mit dem Rücken gegen die Juden gelebt hat und nicht mit dem Angesicht. Für die Juden soll der Nebelvorhang aufgehoben werden, den die Christen selbst aufgehängt haben, so daß der Jesus, wie er im N. T. erscheint, nicht für sie sichtbar wurde. Die Kirche stand zwischen den Juden und Jesus wie eine Mauer, die den Blick auf ihn unmöglich machte...

Paulus ist u. E. mit Jeremia 31 im Einklang, wenn er dagegen protestiert (Röm. 11,1), daß Israel aus der Erwählung ausgestoßen worden sei. Das ist eine heidnische Lüge. Trotzdem hat dieses Gift die ganze Kirchengeschichte durchdrungen, und das Verhältnis von Juden und Christen 1900 Jahre hindurch verdorben und sogar unmöglich gemacht. Das ist die Schuld, die wir als Kirche heute zu bekennen haben.

Mit vorzüglicher Hochachtung und freundlichen Grüßen

Ihr J. H. Grolle, Utrecht, 28. Januar 1961

Ergänzend zu den vorstehenden Ausführungen von Dom. Grolle mochten wir noch den entsprechenden Abschnitt aus der (unten S. 109 besprochenen) von ihm mitbearbeiteten Studie des Niederländischen Reformierten Rats für das Verhältnis zwischen Kirche und Israel als gewissermaßen offiziellen Diskussionsbeitrag aus den Reihen der Niederländischen Reformierten Kirche wiedergeben. Es wird dort festgestellt, „eine deutliche Wendung“ sei „in der Haltung der Kirche“ zu den Juden eingetreten. „Diese Veränderung ist nicht nur dem Schrecken über das, was unter Hitler dem jüdischen Volk angetan worden ist, zuzuschreiben, sondern war schon vorbereitet durch die neuere Entwicklung der Theologie“, spez. der Exegese. Machte doch diese „unmöglich, an dem Dasein Israels rasch vorbeizukommen“, führte vielmehr „zu einem vertieften und ehrfurchtsvollen Achtgeben auf das Volk des Bundes“. Danach geht es weiter unter der Überschrift: „Mission oder Gespräch?“

„Mission oder Gespräch?“ Dieses ehrerbietige Achtgeben wirkt sich aus als eine Hemmung des Unternehmens, unter diesem Volk ohne weiteres in der Weise Mission zu treiben, wie man das unter den Heiden in Angriff genommen hat.

Dabei denken wir nicht einmal in erster Linie an eine aggressive Methode, mit der wir als die allein Wissenden auftreten, die sich nun anschicken, die Nichtwissenden zu unterweisen und ihrem Bekehrungseifer zu unterwerfen. Es geht hier nämlich nicht bloß um eine Frage des Taktges; es handelt sich um einen prinzipiellen Unterschied. Es geht nicht an, dieses Bundesvolk mit den anderen Völkern auf eine Ebene zu stellen. Wir dürfen nicht sagen, es gehöre „auch“ zu den Völkern, an die sich die Mission laut dem Missionsbefehl zu richten hat. Das Wörtchen „auch“ kommt in diesem Zusammenhang in der Bibel allerdings vor, aber es bezieht sich da gerade auf die Völker! „Dem Juden zuerst und auch dem Griechen“ (Röm 1, 16) darf nicht umgekehrt gelesen werden: zu dem Griechen und „auch“ zu dem Juden.

Natürlich ist es wahr, daß die Kirche, auch wenn sie sich Israel nähert, aus der Kraft des Sendungscharakters handeln wird, der ihr in ihrem Wesen innewohnt. Aber sie wird sich Israel auf ganz andere Weise nähern als den übrigen Völkern. Der tiefste Grund dafür ist der, daß dem Wesen nach auf Israel selbst der Auftrag liegt, „Mission“ zu treiben, nämlich vor den übrigen Völkern Zeugnis von Gottes Heil zu geben. Das ist die missionarische Spitze der Erwählung, von der wir schon gesprochen haben. Wie gut haben die Apostel das verstanden, als die Juden Jesus als Messias anzunehmen verweigerten! Sie hielten dennoch daran fest, daß Israel die Aufgabe gesetzt sei, ein Licht für die Heiden zu sein und Heil bis an das Ende der Erde, so wie Jesaja es dem Volk Israel angesagt hatte (Röm 2, 19 f.). Und wenn das Volk als ganzes das abweist, dann wird notfalls Paulus allein der Stellvertreter Israels sein, und dann wird in seiner Person doch dieses Volk zu den Heiden gehen. Denn der Plan von Gottes Erwählung wird auf jeden Fall verwirklicht werden (Apostelgesch 13, 46 f.).

Darum darf die Kirche den älteren Bruder an eine nicht zu versäumende Pflicht erinnern. Alle Heilsverkündigung beginnt bei Jerusalem, und die Weisung des Herrn, wird von Zion ausgehen (Jesaja 2, 3). Wenn dieser Bruder seine besondere Aufgabe einmal annimmt, wird sein Zeugnis schließlich zu einem Zeugnis von dem Messias werden müssen, von seinem eigenen Messias. Davon ist die Kirche, die jüngere Schwester, vollauf überzeugt. Also darf die Kirche nicht so tun, als rede sie zu einem Unwissenden. Mit Recht wird ein solches Reden von dem jüdischen Volk zurückgewiesen. Der jüngeren Schwester ziemt es nur, zu versuchen, ein Gespräch mit dem älteren Bruder anzuknüpfen.

Wenn wir das so sagen, ist es deutlich, daß damit zugleich der Individualismus in der Begegnung mit Israel, auf Grund dessen ausschließlich die persönliche Bekehrung des einzelnen zu Jesus Christus im Vordergrund stand, zurückgetreten ist. Nicht, daß es für den Juden eine Ausnahme gäbe von der Regel, daß die Rettung für den Menschen allein in diesem einen Namen liegt, der da unter dem Himmel gegeben ist (Apostelgesch 4, 12; 15, 8f., 11). Wohl aber ist es deutlich, daß es hier in erster Linie um ein Ganzes geht, um das Gespräch der ganzen Kirche mit ganz Israel. Und darum ist „Gespräch“ nicht gemeint als ein lahmes und fades Miteinander-Reden, sondern in dem tiefen Sinn des Wortes: als ein

Vorgang, bei dem sich Herzen füreinander erschließen und der Funke überspringt in der Berührung der Geister. In jedem guten Gespräch muß man in erster Linie bereit sein zu hören. Hier muß das sicher mit besonderer Ehrerbietung geschehen.

Die Kirche muß da einen sehr bescheidenen, ja schüchternen Anfang machen, indem sie wieder mit der Tatsache der Bewahrung Israels unter den Völkern rechnet; sie muß sich diese Tatsache bewußt machen und ihrer Bedeutung innwerden. Erst muß ein Berg von Jahrhunderte hindurch aufgehäuften Mißtrauen abgetragen werden, bevor das Gespräch den Charakter völliger Offenheit bekommen und von Herz zu Herz geführt werden kann.

Wir können sogar noch einen Schritt weiter gehen und unser Verhältnis zu Israel in ökumenischem Lichte sehen, indem wir die Scheidung zwischen Kirche und Israel als das erste Schisma innerhalb des einen Leibes der Gemeinde Gottes betrachten. Israel war die Wiege der Ökumene. Dieser Begriff ist so eng mit dem Volk Israel verbunden, daß eine ökumenische Bewegung sich von ihrem eigenen Ursprung abschneidet, wenn sie sich nicht mit dem Verhältnis zu diesem Volk beschäftigt. Denn ohne Israel kann die Kirche ihren ökumenischen Charakter nicht in vollem Maße erleben.

Auch darum ist die Kirche vorsichtig, weil sie erkennt, daß sie nicht eigenmächtig Israel den Messias Jesus „bringen“ oder „geben“ kann. Alle diese bequemen Worte müssen vermieden werden weil sie hinter dem Tiefgang des Werkes Gottes zurückbleiben müssen. Der Herr ist König, und er geht souverän seinen Weg mit Israel und der Kirche. Die Kirche weiß aber, daß sie den Auftrag hat, in aller Demut Zeugnis zu geben von ihrem Herrn und Heiland. Und was mehr ist: sie *tut* es, ob sie sich dessen bewußt ist oder nicht, vor allem durch ihre Taten und ihre Haltung, vielleicht noch mehr als durch ihre ausdrücklichen Worte.

Nach dieser Auseinandersetzung braucht es nicht mehr zu verwundern, daß in der Kirchenordnung, die für die Niederländische Reformierte Kirche 1951 in Kraft trat, für diesen Dienst an Israel nicht mehr das Wort „Mission“ gebraucht wird, sondern daß dieser Dienst im 1. Kapitel der Verordnung über die apostoläre Wirksamkeit genannt wird: Das Gespräch mit Israel. Dazu wurde ein Rat eingesetzt, der sich mit dem Verhältnis zwischen Kirche und Israel beschäftigen soll. Dieser Rat ist ein von der Synode berufener Arbeitsausschuß. Die Pflicht zum Gespräch mit Israel liegt bei allen Gemeinden und ihren Kirchenräten. Die Aufgabe des Rates ist dabei, Belehrung und Unterstützung zu bieten; aber niemand kann oder darf sich hier abseits halten.

5. Brief an Dr. E. L. Ehrlich

Lieber Herr Ehrlich,

Ihre zunächst im Israelitischen Wochenblatt der Schweiz erschienenen Äußerungen über „Die Judenmission in der Krise“ und „Um das christlich-jüdische Gespräch“ sowie das, was dazu Pfr. J. H. Grolle, Utrecht, äußerte und zu Ihrem erstmals im FR 49 erschienenen Beitrag (auf dessen erweiterten Zweitdruck hin) inzwischen J. Günther im FORUM, veranlassen auch mich zur Fortsetzung des „Gesprächs über das Gespräch“.

Sie meinten zunächst: „Das *Judentum* benötigt als Religion das Gespräch mit den Christen nicht. Wenn *Juden* diesen Dialog führen, so tun sie dies in Erfüllung einer humanen Aufgabe.“

Mir scheint nun aber, daß jede Religion als solche das Gespräch mit solchen „Andersgläubigen“ spezifisch benötigt, welche behaupten, den tiefsten Sinn jener Religion wesentlich besser als deren Gläubige selbst erfaßt zu haben.

Der katholische Christ benötigt in diesem Sinne das Gespräch mit dem protestantischen und mit dem Muslim, insofern beide behaupten, *Jesus* von Nazareth wesentlich richtiger zu verstehen als jener. (Der eine, sofern *Jesus* die Reinheit seines Evangeliums nicht an ein institutionelles Lehramt mit dem Papsttum als oberster Spitze gebunden,

der andre, sofern jener selbst auf den abschließenden Propheten – Mohammed – verwiesen habe.)

Benötigt also nicht der Jude das Gespräch mit den Christen (und Muslimen), sofern sie *Mose* (Jo. 5, 46) und die Tora (Röm. 3, 21.31) sinngemäßer als er (bzw. dank Mohammed dem Willen des Offenbarers der Tora gemäßer) zu verstehen und zu befolgen meinen?

Und eine zweite Frage! Sie schreiben, zunächst m. E. durchaus treffend, „*nicht*, wie man früher annahm, ‚Gesetz und Evangelium‘ ... *allein* ‚das Personengeheimnis‘ ... trennt Juden und Christen“, d. h. die Frage, ob *Jesus* von Nazareth der einzigartig mit Gott wesensidentische Messias ist, an den die Christen glauben. „Diese können natürlich auch vor Juden ihren Messiasglauben bezeugen ...“, aber der *Dialog* muß hier notwendigerweise aufhören, das Zeugnis selbst ist nicht dialogisch.“

Muß und darf nicht beigelegt werden, daß der Dialog einerseits *den Christen begreifen zu lehren* sucht, wo – noch abgesehen von der weder „beweis-“ noch „widerlegbaren“ Gewißheit: *Jesus* ist leibhaftig auferstanden – sein Zeugnis bisher der Glaubwürdigkeit für den Juden entbehrt, andererseits *dem Juden sichtbar zu machen*, inwiefern jenes Zeugnis in ein, sagen wir: ernstnehmbares, Verständnis des T'nach, unseres „Alten Testaments“, eingebettet zu sein, also mindestens *Moses* nicht grob mißzuverstehen beanspruchen kann?

Ja, wäre nicht von Günthers im Kernpunkt so treffender Bestimmung des „alleinigen“ Gesprächsgegenstandes aus noch einen Schritt weiterzugehen? Er sagt, kurz zusammengefaßt: „Für wen halten die Menschen den Menschensohn?“, nämlich *Jesus*, sei *die* Frage zwischen uns; Sie sagen: Jedenfalls war *Jesus* samt seinem Apostelkreis das Phänomen *jüdischer* Religionsgeschichte, als das es seit Jahrzehnten in wachsendem Maße auch von jüdischen Gelehrten studiert wird; ergibt sich dann nicht noch diesseits jeder „christlichen“ Entscheidung für die einzigartige Messianität *Jesu* die Frage nach jenem Anspruch, den der Jude *Jesus* selbst an seine „Mit-Eidgenossen“ (bzw. Mitbürger im Israel-Bund) gestellt hat? Noch bevor also der Christ bekennt, wer *Jesus* – nach christlichem Glauben – *war*, und der Dialog aufhört, mag solcher wohl darüber stattfinden, wer *Jesus* zu *sein* beanspruchte – im Rahmen jüdischer Religionsgeschichte. Auch hier können wir gewiß voneinander lernen.

Und im übrigen werden wir wohl auch um die drei in FR 49 von mir vorgeschlagenen Themen nicht herumkommen: 1. Schrift und Tradition, 2. Das biblische Menschenbild, 3. Recht und Grenzen der Mystik – je in jüdischer, katholischer und protestantischer Sicht. Meinen Sie nicht auch?

Herzlich grüßend

Ihr Karl Thieme

f) Um Kirche und Israel im Epheserbrief

Da die Besprechung der Broschüre des evangelischen Theologen Markus Barth, „Israel und die Kirche im Brief des Paulus an die Epheser“ (FR XII, S. 84f.) unter unseren Lesern verschiedentlich Bedenken wachrief, schrieb uns auf unsere Anfrage, wieso, ein unserem Anliegen wohlgesonnener Theologe folgendes:

„... Sie haben mich freundlich auf die Schrift von M. Barth, Israel und die Kirche im Brief des Paulus an die Epheser, hingewiesen. Nach ihrer Lektüre muß ich gestehen, daß ich ihren Auffassungen meist nicht beistimmen könnte.“

Das Hauptergebnis dieser Auslegung des Epheserbriefes wäre ja wohl, daß Israel und Kirche nebeneinander bleiben sollen. Der Friede und die Einheit, die nach Eph. 2, 15 Israel und Kirche verbinden sollen, ist aber die Einheit zwischen *Judentristen* und Heidenchristen in der einen Kirche. Jene andere Auffassung von M. Barth wird auch ausgeschlossen durch die gesamte Lehre des Corpus Paulinum wie des Neuen Testaments. Paulus hält die Mission in und an Israel für seine erste Aufgabe. Darum beginnt er seine Predigt in jeder Stadt in der Synagoge. Erst hier abgewiesen geht er zu den Heiden. So nach der fraglos historischen Darstellung